



7
Hill

Illustrationen

zur neuesten

Geschichte des Frankfurter Theaters

unter der Leitung

des

Herrn Dr. von Guaita.

Von

Fanny Janaschek.

X 26563

Frankfurt a. M. 1861.

~~Nov 5 Frankfurt~~
unveröffentlicht

Miss 4757600

Vertrag der ...



Druck von E. Abelmann.

N₁

Frankfurt a. M. 1881

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

Als ich zu Anfang Februar in einer Annonce im hiesigen Intelligenzblatt eine öffentliche Darlegung meiner Verhältnisse zur jetzigen Theaterleitung, resp. Hrn. Dr. von Guaita, in Aussicht stellte, glaubte ich diesen Gegenstand in einem längeren Aufsatze ausführlich und erschöpfend behandeln zu können. Bei näherer Ueberlegung jedoch und als ich meine sämtlichen Erlebnisse am hiesigen Theater in den letzten Jahren in meine Erinnerung zurückrief, sah ich ein, daß sich meine aus kleinen, ja kleinlichen Episoden bestehende Leidensgeschichte — denn nichts Anderes war mein Aufenthalt in dieser Kunstanstalt, die eine Correspondenz in der „Wiener Zeitung“ sehr treffend mit einer „theatralischen Strafanstalt“ vergleicht — nicht so kurz zusammendrängen lasse, als ich selbst gewünscht hätte.

Ich sammelte zwar nach und nach das in meinem Gedächtniß zerstreut liegende Material, zögerte aber die ganze Zeit mit seiner schriftlichen Ausarbeitung und Veröffentlichung, da ich wirklich Bedenken trug, ein Publikum, das sich mir so außerordentlich theilnehmend und wohlwollend von jeher und besonders erst in den letzten Tagen wieder gezeigt hat, von Dingen zu unterhalten oder auch zu langweilen, die doch am Ende nur für den persönlich davon Betroffenen besonderes Interesse haben. Da ich nun aber erfahren habe, daß mein bisheriges Schweigen von einigen Seiten mißdeutet und gehässig ausgebeutet wird und ich wiederholt und dringend aufgefordert worden bin, zu reden, so überwand ich meine Bedenken und meine bisherige Unentschlossenheit und veröffentliche hiermit die versprochene Darlegung in der vorliegenden Form, die allerdings Vielen etwas zu ausführlich scheinen wird. Ich konnte mich jedoch beim besten Willen nicht kürzer fassen, wenn der Zweck dieser Blätter, nämlich, auch dem nicht mit Theaterverhältnissen näher Bekannten deutlich und verständlich zu werden, erreicht werden sollte.

Wenn die nächste äußere Veranlassung meines Abgangs von der hiesigen Bühne, wie bekannt, meine längere Krankheit und meine in deren Folge stattgehabte Entlassung war, so lagen außerdem noch verschiedene andere gewichtige Gründe vor, welche mir ein längeres Verbleiben an dem Frankfurter Theater unter den jetzigen Verhältnissen in keiner Weise wünschenswerth machten. Die Darlegung dieser Gründe nun glaube ich einem Publikum schuldig zu sein, das mir zwölf Jahre hindurch die größten Beweise von Theilnahme und Interesse an den Tag gelegt hat und an dessen Meinung über mich und mein Verfahren in der vorliegenden Frage mir Alles gelegen ist.

Mein sechsmonatliches Nichtauftreten gab der Theaterverwaltung, resp. dem Ausschussmitgliede Herrn Dr. von Guaita, erwünschte Veranlassung, mir zu kündigen und sich so meiner, die ich ihm längst unbequem war, da ich nicht die Ehre meiner Selbstständigkeit aufgeben mochte, auf die bequemste Art zu entledigen. Herr Dr. von Guaita hatte zu dem Schritte, den er gethan hat, bekanntlich das vollkommenste Recht. Ob er aber deswegen so handeln mußte, wie er gehandelt hat, ist eine andere Frage. Herr Eppich war viel länger als sechs Monate krank, öfters rückfällig und wurde doch nicht sogleich entlassen, und ebenso hat Herr Dr. von Guaita Fräulein Meyer trotz einer längeren Krankheit dem Institute erhalten; sie erschien nach mehrmonatlicher Abwesenheit plötzlich wieder unter den engagirten Mitgliedern auf dem Theaterzettel, war also während der ganzen Zeit ihrer Entfernung im Engagement gewesen (wobei freilich die Ordnungswidrigkeit vorfiel, daß sie nicht als „krank“ oder „dispensirt“ auf dem Zettel gemeldet ward); war sie nicht engagirt, so hätte sie nach dem hier üblichen Brauch dreimal als Debütantin aufgeführt werden müssen. Legte man also wirklich die Absicht, mich dem Institute zu erhalten, so gab es Mittel und Wege genug dazu. Ich gestehe jedoch offen, daß ich dem Herrn Dr. von Guaita dafür dankbar bin, daß er mich entlassen hat. Warum dies der Fall ist, will ich in Nachstehendem beleuchten.

Ich verwahre mich aber von vornherein dagegen, daß Jemand diese Veröffentlichung als eine juristische Streitschrift wider den Juristen-Theaterdirektor betrachten zu müssen meine, sowie ich mich auch auf die juristischen Spitzfindigkeiten, die mir Herr von Guaita erwidern oder durch seinen für solche Fälle immer sprungfertig gehaltenen Kämper erwidern lassen wird, selbstverständlich nicht einlassen werde, indem ich keine Zeit und keine Lust habe, es auch unter meiner Kraft

halte, mit zwei so geübten Disputatoren es aufzunehmen. Es kommt mir nur darauf an, dem Publikum zu sagen, was ich auf dem Herzen habe, es möge sich dann selbst ein Urtheil bilden.

Herr v. G. ist, das wissen wir Alle, formell immer im Rechte. Dafür ist er Jurist, Schul-, Kirchen- und Theatervorsteher. Aber es gibt noch ein anderes Recht, welches man das moralische zu nennen pflegt. Und gerade Verhältnisse der Art, wie die zwischen einem Theaterdirektor, sei er nun ein bühnenkundiger Literat, ein viel beschäftigter Advokat oder ein Kirchenvorsteher, und einer Schauspielerin, lassen sich nicht nach dem geschriebenen Buchstaben des Gesetzes beurtheilen.

In der Politik, sagt man, ist die Hauptsache nicht das, was vor den Augen der Welt vorgeht, sondern was hinter den Coullissen geschieht, in der Theaterwelt ist es gewiß und in noch höherem Grade ebenso.

So gering der vorliegende Fall nun auch ist, so stelle ich mich doch dem Publikum, das sich für die Sache interessirt, wie einem Geschwornengericht gegenüber. Nicht mit dem Corpus juris in der Hand, sondern nach bester moralischer Ueberzeugung soll man mich aburtheilen, mein Benehmen tadeln oder billigen. Man bedenke dabei, daß eine verletzte, beleidigte, schutzlose Frau, eine Schauspielerin, deren Natur und Beschäftigung man einige Aufregtheit und Gereiztheit nachsehen muß, einem kalten, berechnenden, herrschsüchtigen Theaterdirektor, der dazu noch außerhalb der Theaterwelt eine einflußreiche Stellung im bürgerlichen wie im Staatsleben hat, gegenüber stand und noch gegenübersteht.

Bei der Beleuchtung dessen, was in dem vorliegenden Fall hinter den Coullissen geschah, muß ich auf das zurückkommen, was den ersten Anlaß zu meinen Zwistigkeiten mit Herrn Dr. v. Guaita gab und muß dabei um die Nachsicht des Lesers bitten, wenn meine Darstellung nicht so officiell und actenmäßig ist, wie die von der andern Seite veröffentlichten Decrete und inspirirten Artikel in den Localblättern sind; sie ist jedenfalls wahrheitsgemäß, genau und nicht entstellt.

Zwischen dem leicht bewegten und rasch erregten Völkchen der Bühne und einem vornehmen Theatermonarchen, der mit den Schauspielern nicht als wohlwollender Kunstfreund, sondern als kommandi-

render Kunstkorporal verkehrt, kann es niemals an Säkeleien und Mißhelligkeiten fehlen. Herr Dr. von Guaita hatte stets die Art, bei Zermürnissen, die er auf die einfachste Weise mit einem veröhnlichen Wort hätte schlichten können, gleich mit großmächtigen Decreten, Ukasen und derlei Machtgebotten einzuschreiten. Alles sollte dabei in Formen geschehen, wie sie bei Gericht vielleicht am Plage sind, in dem Verkehr der Theaterwelt aber gewiß nicht. Die Musen sollten eben unter den Stoß gestellt werden.

Die erste Veranlassung zu Streitigkeiten zwischen mir und Hrn. Dr. v. G. gab ein bald nach dessen Amtsantritt herumgehendes Circular, welches den Damen, wenn sie als krank oder beurlaubt auf dem Zettel stünden, den Besuch des Theaters verbot. Alle Damen sollten dies unterschreiben. Dies Verbot betraf mich persönlich in keiner Weise. Stand ich als krank auf dem Zettel, so war ich es wirklich und ging nicht ins Theater. Ich hatte mir nie eine solche Verletzung des Anstandes zu Schulden kommen lassen. Meinen Theaterbesuch während meines Urlaubs aber zu controliren, dazu hatte Niemand, selbst der Alles controlirende Herr von G. nicht ein Recht. Wäre ich auf diese wirklich lächerliche Zumuthung eingegangen, so hätte ich mir ja, um nur eins anzuführen, alle Möglichkeit rauben lassen, je einen berühmten Gast zu sehen, der zufällig während meines Urlaubs hier gespielt haben würde. Ganz Frankfurt hätte z. B. Davison und Ristori bewundern dürfen, nur nicht deren eigene, zufällig im Urlaub hier anwesenden Kollegen, wohl deshalb, damit sie ja nichts von ihnen lernen sollten, im Interesse des Kunstinstituts. Ich weigerte mich daher, zu unterschreiben.

Herr Dr. v. G. sagte mir zwar:

„Es geschieht nur, um einige Damen zu strafen, die sich erlauben, das Theater zu besuchen, während sie unwohl waren.“

Ich erwiderte ihm darauf:

„Dann strafen Sie diese Damen dadurch am Besten, daß Sie sie allein unterschreiben lassen. Ich sehe keinen Grund, für die Sünden Anderer mitzubüßen. Wo sollte das hinaus, wenn ich für jeden Fehler meiner Kollegen mit verantwortlich gemacht würde?“ — Diese Antwort und meine Weigerung wurden mir nie vergeben, denn die oberste Forderung des Hrn. Dr. v. G. an die Mitglieder war und ist: Blinder Gehorsam! Nicht mucken! Hübsch stille halten! — Das Theater bin Ich! ist sein autokratischer Wahlspruch.

Gegen den hohen Grundsatz: „Du sollst Deinem Theaterdirektor blind gehorchen, damit es dir wohlgerhe hienieden und du gute Rollen bekommst,“ hatte ich gekündigt. Ich sollte bald die traurigen Folgen davon verspüren.

Einen Vorfall, der, an und für sich unbedeutend, doch ein sehr charakteristisches Licht auf die Art und Weise des Verkehrs mit Damen am hiesigen Theater wirft, will ich hier erwähnen: Im Sommer 1858 ging ich Abends um 8 Uhr mit meiner Schwester in's Theater, um Frau Lauber-Versing auf einige Augenblicke zu sprechen. Da mir die Logenfrau sagte, daß der Akt gleich zu Ende sei, so bat ich, um nicht auf dem jugigen Corridor stehen zu müssen, sie möchte mir einen Augenblick die Fremdenloge im zweiten Rang öffnen. Kaum hatte ich wenige Minuten im Hintergrund der Loge verweilt, als die Logenfrau eintrat und mir mittheilte, Hr. Dr. v. G. habe mich gesehen; sie habe die gemessensten Befehle; wir sollten die Loge sofort verlassen. Ich würde also vor allen Leuten aus der Loge ausgewiesen! — Gesezt nun, ich hätte gefehlt, eine Loge, zu der ich nicht berechtigt war, auf Augenblicke betreten zu haben: mußte man mich auf diese brutale Art ausweisen? Konnte man mir nicht den andern Tag bemerken, ich möge das in Zukunft vermeiden? Würde an irgend einer andern Bühne Deutschlands so etwas einer Künstlerin in meiner Stellung, ja irgend einem Mitglied des Theaters widerfahren sein? Gewiß nicht! Kein Direktor würde sich eine solche Rücksichtslosigkeit, eine solche Beleidigung erlauben haben. Hatte ich vielleicht durch Mißbrauch eine solche Behandlung hervorgerufen? Nein, denn ich besuchte das Theater nur sehr selten und zahlte dann stets meinen Platz. Daß ich ein solches Betragen nicht ruhig hinnahm, wird mir Niemand verargen, und daß es nicht geeignet war, meine Stellung zu der Theaterleitung zu bessern, wird Jedermann begreiflich finden. Glaubte Herr v. G. durch diese Maßregel allenfalls das Wohl des Instituts zu heben? Ich will die Aeußerungen bewährter Bühnenleiter über ein solches Verfahren hier nicht wiederholen; jeder Leser wird sich sein Urtheil schon selbst bilden. Einige Tage nach diesem Vorfall erhielt ich durch den Diener einer mir nur dem Namen nach bekannten Logenbesitzerin im ersten Rang die fremdlige Einladung, zu jeder Zeit von ihrer Loge Gebrauch zu machen.

Ein Artikel in den „Frankfurter Familienblättern“ vom 31. Januar d. J. — als dessen Verfasser man allgemein einen Hrn. Dr. L. nennt, — wirft mir vor, daß ich jedes Jahr weniger gespielt hätte, und meine Leistungen bei den „spärlichen“ Einnahmen des Theaters (beinahe fl. 197,000) in keinem Verhältniß zu meiner Gage ständen. Der Apostel der Sparsamkeit, der über die so geringe Einnahme von fl. 197,000 wacht, als sei er am Reingewinn theilhaftig, wenn auch nur mit einer Anweisung auf 365 Parterrearten, wo war er denn, als man das Fräulein Wiffhorn mit fl. 2000 engagirte, um sie hinterdrein Monate lang ohne Beschäftigung zu lassen und ihr Engagement dem Publikum gegenüber dadurch zu verheimlichen, daß man sie nicht in die Künstlerloge ließ? Warum trat er hier nicht für das angegriffene Budget ein und donnerte gegen diese ganz zwecklos vergeudete Gage? Doch das führt mich vom Ziele ab.

Eins aber kann ich dem ehrlichen, unparteiischen Mann mit der veröhnlichen Gesinnung und dem angeborenen Zahlenkun, der mir durch fünf Jahre hindurch nachrechnet, wie oft ich gespielt habe, nicht vergeben, und das ist, daß er sich an der Quelle, an der er offenbar saß, nicht auch offiziell nachweisen ließ, warum ich in den letzten Jahren weniger gespielt und ob es meine Schuld war, daß ich weniger spielte. Ob ich nachweise, daß es nicht meine Schuld war, will ich nur kurz auf die trübe Quelle der sämtlichen ungerechtfertigten Anschuldigungen des erwähnten Artikels in den Familienblättern hinweisen.

Jeder vernünftige Leser wird sich gefragt haben, woher der Herr Dr. L. alle diese genauen Angaben genommen haben könnte, und jeder hat sich selbst die Antwort gegeben: von Hrn. Dr. v. G. Der Letztere war also die Seele dieser Anfeindungen; so erklärt es sich auch, warum Herr Dr. L. sagte: an der Stelle der Direction würde er ebenso gehandelt haben, wie sie.

Diese Comödie wurde aber noch weiter getrieben. Hr. Dr. L. forderte die Direction auf, „eine altmännige Darstellung des ganzen Sachverhalts zu veröffentlichen.“ Diese Aufforderung war am 31. Januar in den „Frankfurter Familienblättern“ geschehen, und schon am nächsten Tage wurde die „altmännige Darstellung“ in der Offizin der „Frankfurter Familienblätter“ gedruckt.

Ich habe in den letzteren Jahren allerdings weniger gespielt. Welcher Kenner der Künstlernatur aber wird glauben, es sei dieß mit meinem freien Willen geschehen?

Schon seit dem Februar 1859 bemühte sich der Dirigent des engeren Ausschusses, mein Repertoir zu beschränken und mir eine Anzahl Rollen wegzunehmen. Herr v. G. war es also, der verlangte, daß ich weniger spiele, und ich war es, die das Gegentheil wünschte. Wer aber weiß, welche Mittel ein sogenannter „Gentleman-Direktor“ in Händen hat, um eine Schauspielerin zu quälen, zu ärgern und zurückzusetzen, der wird es begreifen, daß Herr Dr. v. G. seinen Willen immer auf Umwegen durchsetzen konnte. Ich gerieth mit ihm in so ernste Discussionen, die durch Streitigkeiten in Bezug auf meinen Contract entstanden, daß ich einen Anwalt nehmen mußte.

Nachdem derselbe in der Sache eine Zeit lang thätig gewesen, sprach er sein Urtheil darüber in folgenden Worten aus: „Ich behandle meine Diensthoten nicht, wie bei genauer Ausführung der Theatergesetze die Künstler behandelt werden können, und wie man Sie behandelt hat!“ Indessen fand mein Anwalt bald, daß auf gerichtlichem Wege für mich nichts zu thun sei, da die Frankfurter Theatergesetze den Künstler gänzlich unter die Befehle der Polizei stellen und es ihm verboten ist, sich wegen der Verletzung seiner Rechte an die ordentlichen Gerichte oder an die Oeffentlichkeit zu wenden.

Das Publikum hat keinen Begriff davon, was in Frankfurt Recht beim Theater ist. Der §. 21 der Theatergesetze verurtheilt z. B. jeden Künstler zum Verlust einer halben Monatsgage, wenn er über ein Stück oder dessen Werth nachtheilige Gerüchte verbreitet. Wenn ich also im Privatgespräche ein Stück, das durchgefallen ist, für schlecht oder undramatisch erkläre, werde ich dafür gestraft. Obschon die Theatergesetze von Anfang bis zu Ende mit Strafabdrohungen vollgepfropft sind, so ist doch im letzten Satz derselben der Theaterdirection auch noch das Recht ertheilt, sie nach Belieben abzuändern und zu vermehren. So können die Künstler über Nacht mit neuen Vorschriften und Strafen heimgesucht werden, und es ist ihnen kein Mittel gelassen, sich dagegen zu wehren. Ueberhaupt werden ihnen die Gesetze erst dann in die Hand gegeben, wenn sie ihren Contract schon unterschrieben haben. Ein Jurist würde sich die Einsicht der Theatergesetze vorher ausbitten; wer aber die Natur der Bühnenkünstler kennt, wird nicht zweifeln, daß es keinem von ihnen einfällt, eher an diese Gesetze zu denken, als bis er ihre Existenz auf empfindliche Weise kennen lernt.

Die Gesetze ließen mich also schutzlos. So mußte ich auf eine angebotene Verständigung eingehen. Worin bestand diese? Nach langer

Zeit — vielleicht nach 5 bis 6 Monaten — kam Herr v. G. zu mir und brachte mir das Muster zu einem Briefe mit, welchen ich unterschreiben und an den engeren Ausschuss schicken sollte*). In diesem Briefe sollte ich Entschuldigungen vorbringen: ich hätte bei den früheren Differenzen ohne Absichtlichkeit gehandelt, aus Unkenntniß und irriger Auffassung der gesetzlichen Bestimmungen. Zugleich sollte ich unter-

*) An den engeren Ausschuss der Theater-Aktien-Gesellschaft dahier.
Frankfurt, den 1859.

Geehrte Herren!

Nachdem durch gegenseitige Verständigung eine Klar- und Feststellung meines Rollensaches erzielt worden, damit aber die hauptsächlichste Veranlassung der bekannten früheren Differenz weggefallen ist, während im Uebrigen damals keine Absichtlichkeit meinerseits vorhanden gewesen, sondern lediglich Unkenntniß oder irrende Auffassung, der betreffenden gesetzlichen Bestimmungen, was bei einer Dame wohl begreiflich erscheinen dürfte, zweifle ich nicht, daß der engere Ausschuss die unterm 24. und 27. Januar l. J. bestimmte Strafe freundlichst aufheben werde. Indem ich dem engeren Ausschuss meinen hierauf gerichteten Wunsch ausspreche, füge ich zugleich die Bitte bei, in dem allerdings von mir seit länger (am 21. Nov. 1856) unterzeichneten Engagementsvertrag, die gedruckten Worte in § 2:

„verpflichtet sich jedoch auch jede andere Rolle, die ihr zugetheilt werden sollte, zu spielen“ bei allen Vorstellungen, welche eine ungewöhnliche glänzende Ausstattung erfordern, verpflichtet auch, als summe Person mitzuwirken;“

als auf mich nicht anwendbar betrachten, es auch bei der früheren Vertragsbestimmung hinsichtlich der Urlaubs-Überschreitungen belassen zu wollen. Ich zeichne einer geneigten Entschließung entgegen sehend
hochachtungsvoll.

Fräulein F. Janaschek tritt von Rollen, wie z. B. Gretchen, Märchen Ophelia, Julia, Desdemona, Dorothea, Franziska (Mutter und Sohn), Kolumbunde, Rosenmüller und Finke) u. auf den Wunsch des engeren Ausschusses zurück;

sie behält dagegen Rollen wie:

Eboli, Orsina, Lusnelba, Adrienne, Medea, Pompadour, Margarethe, Sapho, Gräfin von Antreval, Franziska, (Carlschüler), Deborah u. u. und wird auf den Wunsch des engeren Ausschusses weiter übernehmen, Rollen wie z. B. Isabella, Gräfin Terzky, Herzogin v. Marlborough u. u., sowie denn überhaupt die Bestimmung und Besetzung von dahier neu zu gehenden, oder neu einzustudirenden Stücken, nicht weniger die Aenderung bereits bestehender Besetzung auf pünktliche Erfüllung der einschlägigen gesetzlichen Bestimmung zu zählen berechtigt ist.

Frankfurt, den 1859.

Einverstanden.

schreiben, daß ich auf eine gewisse Anzahl Rollen, und zwar solche, die ich hier und auswärts mit großem Beifall gespielt hatte, förmlich verzichte.

Ich erklärte, ich wisse, wie man mir diese Rollen nehmen, diese Rollen anders besetzen könne, Rollen, zu denen mich mein Talent, wie auch meine Persönlichkeit noch vollkommen berechtigten, allein von selbst entsagen würde ich denselben auf keinen Fall. Um jedoch fernere Unannehmlichkeiten zu vermeiden und um die meine Gesundheit angreifenden, sich immer wiederholenden kontraktlichen Streitigkeiten zu beenden, erklärte ich mich bereit, alle die Rollen zu spielen, die in's hochtragisch-klassische Fach gehören, wie z. B. Isabella, Gräfin Terzky, Herzogin Marlborough u. s. w. Einen schriftlichen Verzicht jedoch auf alle anderen Rollen, wie er in der Geschichte der Coullissenwelt gewiß nicht vorkommt, wollte und durfte ich nicht ausstellen.

Ein solcher ausdrücklicher Verzicht hätte meine Interessen sehr empfindlich berührt, mir bei auswärtigen Gastspielen sehr schaden können und Gelegenheit gegeben, daß manche Gegner ihn fräter gegen mich benutzt oder in die Oeffentlichkeit gebracht hätten. Jedoch Herr v. G. bestand darauf, daß ich mich durch meine eigene Unterschrift demüthigen sollte. Welcher Künstler, der einigen Werth in sich fühlt, hätte dies gethan? Ich war zur Nachgiebigkeit bereit, nicht aber zur Demüthigung.

Herr v. G., der die „Süßigkeit des Herrschens“, in der er schwelgt, nur dann mit vollen Zügen genießen kann, wenn er willenslose Creaturen um sich hat, der verlangt, daß sich seine Umgebung wie eine Anzahl Automaten, die auf einen gewissen Druck seiner gewaltigen Rechten sich bewegen, sich um ihn drehe, konnte es mir nie verzeihen, daß ich mehrmals einen bewußten persönlichen Willen gezeigt hatte. Hierin liegt der psychologische Schlüssel zu all meinen Zerwürfnissen mit dem derzeitigen Theaterdirector. „Er“ hatte befohlen und ich nicht sogleich gehorcht. Dieser Kronsvettel mußte gerochen, gegen dies hochverrätherische Beginnen mußte ein Exempel statuirt werden. Es geschah auch. Ein Nadelstich folgte dem andern.

Nach und nach wurden einzelne meiner Rollen anderen Künstlerinnen gegeben, ohne daß man so freundlich war, mich auch nur davon zu benachrichtigen. Es kam vor, daß ich an Tagen, wo ich den Theaterzettel zufällig nicht in die Hände bekam, erst aus der Annonce an den Straßenecken erfuhr, daß eine meiner Rollen den Abend nicht von mir gespielt würde, Dies war z. B.

der Fall mit den Vorstellungen von: Mutter und Sohn, das Tagebuch, die gefährliche Tante, Rosenmüller und Fäke, 2c. 2c.

Nicht einmal, sondern öfters geschah es, daß man mir das Repertoire ins Haus schickte, damit ich pflichtschuldigst meine Rolle repetire und meine Garderobe dazu richte. Aber dann kam einen Tag vor der Aufführung ein Brief des Herrn Regisseurs, daß nicht ich zu spielen hätte, sondern daß irgend eine andere Dame, z. B. Frau Versing-Hauptmann, als Gast meine Rolle spiele.

Wenn ich von einer Gastspielreise nach Hause kam, ließ man mich unter dem Vorwand, mich zu schonen, in abgespielten Stücken auftreten, — wohl gar um allenfalligen freundlichen Kundgebungen des Publikums vorzubeugen?

Man hatte mich u. A. einmal fast 3—4 Wochen nicht beschäftigt und dann wurden mir 4—5 Rollen in einer Woche angekündigt. Allerdings erklärte ich damals, das ginge nicht an, denn wenn die Herren so lange Zeit gar nicht an meine Beschäftigung gedacht hätten, könnte ich dann nicht hinter einander meine bedeutendsten Rollen abspielen. Ich wurde darauf gefragt, was ich nicht spielen könnte und nachdem ich das betreffende Stück bezeichnet hatte, bemerkte man mir, ich möge in diesem Fall die Rolle abgeben, sie würde anders besetzt. Auch kann ich nicht unbemerkt lassen, wie man es anfang, mir auch für die damals noch protegirte Frau Versing-Hauptmann Rollen abzunehmen. Dies ward theils auf die oben erwähnte Weise bewerkstelligt, theils dadurch, daß man z. B. meinen Urlaub abwartete und alsdann Frau Versing in noch nicht gespielten Stücken Rollen gab, die ich schon früher zugetheilt bekommen hatte. — Man eilte sich so viel als möglich, die Stücke vor meiner Ankunft in Scene zu setzen, um dann sagen zu können: „Sie waren ja nicht da, wir müssen doch diese Stücke geben!“

Ich erinnere nur an „die Experimente des Herzens“, die ein oder zweimal mühsam über die Scene gingen und über die Herr Böllmer einige Zeit später sich gegen mich äußerte: „Wenn Sie die Hauptrolle darin gespielt hätten, so würde das Stück öfters gegeben worden sein, wie z. B. f. Zeit „Fiamina.“ —

Hr. v. G. bemerkte mir auch einige Male, nachdem er von meinem Erfolge auswärts in Bezug auf die Stücke: „Ball zu Ellerbrunn“, „Komm her“, gelesen und gehört hatte, warum ich dieselben nicht hier gebe; das letztere Stück kenne er nicht einmal, worauf ich ihm erwiderte, daß dies nicht meine Schuld sei, ich würde es ja mit Ver-

gnügen spielen. Diese Gespräche scheint Hr. v. G. aber alle immer gleich vergessen zu haben, denn er hat mich nie in diesen Stücken auftreten lassen. Außer dem kleinen Schauspiel „Die weibliche Waffe“, dessen Hauptrolle ich auf ausdrücklichen Wunsch des Verfassers spielte, erinnere ich mich nicht, in der letzten Zeit in neuen oder neu einstudirten Stücken gespielt zu haben. Es sei nichts von Bedeutung da, hieß es immer. Es giebt viele gute, ältere und neuere Stücke, allein man begnügt sich damit, das Publikum mit abgespielten, meist unbedeutenden Stücken abzuspeisen.

Kurz vor der Ankunft der als Gast erwarteten Frau von Bärndorf sollte Frau Versing-Hauptmann zum Erstenmale die Rolle der Elisabeth geben und ich sollte die Maria Stuart spielen. Zum Ueberflus ließ ich beim Herrn Regisseur nachfragen, ob ich wirklich diese Rolle spielen sollte, worauf mir die Antwort wurde, ich könnte mich fest darauf verlassen. Ich repetirte die Rolle, Frau von Bärndorf traf aber vor der angeetzten Zeit ein und Maria Stuart verschwand vom Repertoire, ohne daß es Jemand der Mühe werth hielt, mich auch nur davon zu benachrichtigen.

Das Publikum wird sich noch erinnern, daß hauptsächlich nur in meinem Fache Gäste auftraten, wie Frau v. Bärndorf, Frau Buliowsky u. A.

So habe ich Wochen lang ruhig zusehen müssen, wie die eine Dame diese, die andere jene Rolle von mir spielte. War es nun meine Schuld, daß ich selten spielte? Neue Rollen bekam ich nicht mehr, außer Medea, Isabella und Fiamina. In diesen Rollen stellte mich Herr v. G. den ganzen Winter vor das Publikum und dazu noch öfters an Konzert- und Museumsabenden, wo voraussichtlich kein großes Publikum zu erwarten war.

Herr v. G. sagte einmal meiner Schwester darüber: „Viele Menschen legen mir dies als Bosheit aus, allein ich muß doch an diesen Abenden dem Publikum Künstler vorführen, die es anziehen und mir ein volles Haus machen.“ Wie paßt dies nun zu der officiellen Zusammenstellung meiner hohen Gage und meiner geringen Verdienste und deshalb schlechten Rentabilität? —

Paul Heyse's Schauspiel „Elisabeth Charlotte“ machte unter großem Beifalle die Runde auf vielen deutschen Bühnen. Ich bat Herrn v. G. persönlich, das Stück zu geben. Herr v. G. erklärte das Stück für „zu kalt“, indeß wollte er es noch einmal lesen

und danach seine Beschlüsse fassen. Oft erinnerte ich den Herrn Regisseur an das Stück, aber es war höheren Orts nie mehr die Rede davon.

Ein kleines Stückchen „Mit der Feder“ war auf verschiedenen Bühnen gegeben worden, und zwar von solchen Künstlerinnen, die mein Fach bekleiden, wie Frau Burggraf in Prag, Frau Bethge-Truhn u. a. m. Ich bat den Herrn Regisseur, es für mich in Scene zu bringen. Die Antwort lautete, es wäre „zu flach, zu schlecht.“

Einige Wochen später war es nicht mehr „zu flach und zu schlecht“; es ging über die Bühne, mit Frä. Meyer und Herrn Bollmer.

Ich sah hierdurch, daß man sich über die angebliche Flachheit von Stücken hinwegsetzte, wenn andere Künstler darin spielen wollten! Armer Paul Heyse, warum mußte ich mich gerade so lebhaft für Ihre treffliche Dichtung verwenden!

Durch alle diese Vorgänge, die meinen künstlerischen Stolz kränkten und verletzen mußten, verfiel ich zuletzt in eine Art Gleichgültigkeit. Meine ganze Thätigkeit war gelähmt, ich hatte allen Muth, alle Lust verloren! Viele neuere Dichter wandten sich mit ihren Stücken an mich und baten mich, Rollen darin zu übernehmen, für deren Aufführung zu wirken. Ich unterließ es, weil ich doch im Voraus wußte, es werde ihnen hierdurch wie Paul Heyse mit seiner Elisabeth Charlotte ergehen.

So sah ich von allen Seiten meine Wirksamkeit beschränkt und wenn ich also in den letzten Jahren wirklich weniger austrat, war das meine Schuld? Wie oft und wiederholt belagte ich mich bei meinen Collegen über meine geringe Beschäftigung! Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit einmal, daß man sogar soweit gegangen war, meine Collegen gegen mich aufzustacheln, indem man z. B. Herrn Lehfeld gesagt hatte, ich wolle nicht spielen, man könne mich zu nichts bringen. Dies war nichts Anderes, als eine Entschuldigung auf meine Kosten, weil man Herrn Lehfeld nicht ordentlich beschäftigen konnte oder wollte, mit dem Herr v. G. auch in Streit lag. Der schnelle Abgang des Herrn Lehfeld spricht hierfür. Derselbe sagte mir bei seinem letzten Besuche: „Ich habe Herrn von Guaita gesagt, er solle sich nicht unterfangen, sich irgendwie nachtheilig öffentlich über mich zu äußern, sonst würde ich die ganzen hiesigen Theater-Zustände öffentlich beleuchten, was ihm gewiß nicht gleichgültig sein könne.“

Der Briefwechsel zwischen der Direction und mir, zu dessen Veröffentlichung sie sich hat auffordern lassen, nachdem er schon druckfertig war, schildert die inneren Verhältnisse ebenso wenig, als diplomatische Noten die Wahrheit sagen. Es wird in ihm die Besprechung vom 25. Sept. v. J. kurz nach meiner Rückkehr aus Bad Ems erwähnt, aber den Inhalt derselben hat man nicht mitgetheilt. Ich will diese Lücke ausfüllen. Der Vorgang bei diesem Besuch war folgender. Ich ließ mich an dem erwähnten Tage auf dem Theaterbureau melden, worauf man mich in das Audienzzimmer eintreten ließ. Es war daselbst anwesend Herr von Guaita mit seinen beiden Collegen. Sie empfingen mich mit tiefem Schweigen. Der Herr Präsident wies mich mit ernster Handbewegung auf das Sopha. Dankbar erkannte ich diese Guld an, da ich von anderen Künstlerinnen gehört hatte, daß sie bei ihren Audienzen hätten stehen müssen. Stillschweigend und feierlich, wie mein Empfang war, ließ ich mich auf das Sopha nieder und sah die Herren an. Ich bemerkte, daß die vier Augen der Herren Collegen fragend an den Lippen des Präsidenten hingen und da diese würdevoll und streng verschlossen blieben, so schwiegen auch die Herren Collegen aufs Feierlichste. Ich wagte mich nun selbst an den Prolog, indem ich meinen Dank für den freundlich ertheilten Urlaub aussprach. Hierauf folgten die gewöhnlichen leichten Plänkeleien der Rede, die Vorboten einer ernstern Conversation.

Ich erklärte darauf den Herren, es sei mir peinlich, meine Gage hinzunehmen, ohne Etwas dafür zu leisten, ich wolle Anfangs Oktober wieder auftreten. Herr v. Guaita warf den Kopf in die Höhe und fragte: „wann wäre dies“? Ich erwiderte: „da wir heute den 25. September zählen, so wird dies nächste Woche sein.“ Die beiden Herren Collegen bestätigten mit stummem bedeutungsvollem Kopfnicken die auffallende Richtigkeit dieser Zeitberechnung.

Ich fuhr fort: „Da mein Husten noch nicht ganz gehoben ist, so möchte ich Sie bitten, für's Erste mich noch nicht in anstrengenden Rollen, wie Medea, Isabella oder Deborah auftreten zu lassen. Ich bitte Sie daher, vorerst um leichtere Rollen, damit ich versuchen kann, wie weit meine Kraft reicht.“

Das Gespräch ging nun auf Rollen über, von denen die Herren meinten, daß ich sie spielen könnte, namentlich wurde die Rolle der Gräfin Antreval im Damentrieg hervorgehoben, so daß ich annehmen mußte, man wolle mich in dieser Rolle auftreten lassen.

Die Audienz war zu Ende, ich sprach nochmals meinen Dank aus und fügte bei: „man möge überzeugt sein, wenn ich wieder mit ganzer Kraft spielen könnte, würde ich das Versäumte soviel als irgend möglich nachholen.“

Ich gab meinen gestrengen Herrschern die Hand und trat mit feierlichem Schritte, wie es sich hohen Würdenträgern gegenüber gebührt, in das Vorzimmer zurück.

Im Vorzimmer traf ich den Herrn Oberregisseur und besprach mich mit ihm über meine Rollen für diesen Winter. Unter Anderem schlug ich ihm für die nächste Rolle „Ball zu Ellerbrunn“ vor, besprach mich auch ferner mit ihm über „Monaldeschi“ von Laube und „Judith“ von Hebbe, von denen ich mir die für die Bühne eingerichteten Bücher kommen lassen wollte. Ich benutzte diese Gelegenheit, um mich nochmals zu erkundigen, ob man sich entschlossen habe, „Elisabeth Charlotte“ zu geben und wurde mir die Antwort: „die Herren sind nicht dazu zu bringen“. Wahrscheinlich war das Stück ihnen immer noch nicht gut genug. —

Vier Tage nach dieser Besprechung empfing ich den Brief des engeren Ausschusses, welchen er unter No. 5 der Correspondenz abdrucken ließ; er lautet:

Der engere Ausschuss

der Theater-Aktien-Gesellschaft zu Frankfurt am Main

an

Fräulein Fanny Janaschek, Wohlgeboren dahier.

Frankfurt, den 29. September 1860.

Geehrtes Fräulein!

Im Auftrage des engeren Ausschusses der Theater-Aktien-Gesellschaft beehre ich mich, Ihnen bezüglich der am 25. d. M. auf dem Theaterbureau stattgehabten Unterredung das Nachstehende mitzutheilen:

So sehr der Ausschuss wünscht, dem Publikum den so lang entbehrten Genuß Ihrer Leistungen zu gewähren, so scheint doch, nach Ihren eigenen Aeußerungen Ihre Gesundheit noch nicht so weit hergestellt, daß vorerst auf Ihre regelmäßige Mitwirkung gerechnet werden könnte; ja es ist sogar zu befürchten, daß Ihr, von Ihnen selbst

als Versuch bezeichnetes Wiederauftreten, auch wenn es Ihrem Wunsche gemäß in einer weniger anstrengenden Rolle und nicht in einer großen Tragödie stattfände, auf Ihre Genesung nachtheilig wirken könnte. Der Ausschuss kann daher die Verantwortlichkeit für das etwaige Misslingen eines solchen Versuchs, wodurch ein Rückfall und eine abermalige Unterbrechung Ihrer Thätigkeit auf Wochen und Monate veranlaßt würde, nicht auf sich nehmen, um so weniger, als er auch das finanzielle Interesse des Instituts nicht außer Augen lassen darf. Da nun, wie Sie wissen, nach §. 3*) der Theatergesetze bei längerer Krankheit der Mitglieder eine Reduction der Gage einzutreten hat, so könnte der Ausschuss, wenn Sie ungeachtet Ihres noch nicht gehobenen Leidens aus eigenem Antriebe und auf Ihre Gefahr den Versuch machen wollten, schon zu Anfang October wieder aufzutreten, dies nur unter Ablehnung jeder Verantwortlichkeit und unter dem ausdrücklichen Vorbehalte geschehen lassen, daß dadurch in keiner Weise die Bestimmungen des §. 3 der Theatergesetze berührt werden und daß daraus namentlich keine Unterbrechung der festgesetzten Frist von 3 Monaten hergeleitet werde.“

Während ich Alles nur Mögliche thun wollte, um dem hiesigen Theaterinstitute nützlich zu werden, sah ich klar aus dem Ausschussbriefe, daß man meinen aufrichtigen und redlichen Antrag als einen gemeinen und eigennützigem auslegte. Man schob mir niedrige Absichten unter, die mir nie in meinem Leben in den Sinn gekommen waren; man beschuldigte mich offenbar, folgende Berechnung angestellt zu haben: „habe ich nur ein einziges Mal wieder gespielt, dann behalte ich das Recht auf die Auszahlung meiner ganzen Gage.“ Jeder wird fühlen, wie tief mich eine solche Unterstellung verletzen mußte!

*) Die betreffende Stelle des §. 3 lautet: In Krankheitsfällen erhalten die Theater-Mitglieder ihre contractlichen Gagen zwar fort, allein es hören alle andere Emolumente und Benefiz-Vorstellungen, wenn diese durch die Krankheit versäumt oder unmöglich gemacht worden, auf. Dauert jedoch der Krankheitszustand länger als drei Monate, oder tritt später ein Rückfall ein, so haben die Theater-Mitglieder von Ablauf jener vom ersten Beginn der Krankheit zählenden drei Monate an nur Anspruch auf die Hälfte der Gage. Bei Krankheiten aber, welche sich einschließlich etwaiger Rückfälle über sechs Monate erstrecken, steht der Theater-Direction die Aufhebung des Contracts ebenso zu, als wenn das engagirte Mitglied durch Krankheit ganz untauglich geworden ist, oder seine contractlichen Verbindlichkeiten nicht mehr vollständig erfüllen kann.

Ich gehe auf's Bureau, biete mich zum Spielen an, denke dadurch mein Pflichtgefühl zu bethätigen, und man antwortet mir: „Wir wissen schon, Du willst nur Deine ganze Gage sichern!“

Zugleich hörte ich, daß man verbreitete, ich hätte den letzten Tag der drei Monate, während deren Dauer mir von meiner ganzen Gage nichts entzogen werden durfte, expresse abgewartet, bis ich meine Erklärung, wieder zu spielen, abgab; ich hätte auf diese Weise nur verhindern wollen, daß man mich auf die halbe Gage beschränke. Diese absichtliche und böswillige Entstellung der Thatsachen empörte mich noch mehr, denn erst vier Wochen, nachdem ich auf dem Theaterbureau erschienen war, liefen jene drei Monate ab. Die Berechnung ergibt sich aus den Mittheilungen des Ausschusses selbst.

Der Brief des Ausschusses äußert die Befürchtung, selbst eine weniger anstrengende Rolle könnte meiner Genesung schaden. Eine solche Besorgniß mußte aus einem solchen Munde überraschen. Herr Dr. v. G. und seine zwei Collegen haben nicht Medizin studirt, und wenn sie eine solche Befürchtung hatten, so durften sie ja nur durch den Theaterarzt den Zustand meiner Gesundheit constatiren lassen. Aber wenn Herr Dr. v. G. so gehandelt hätte, so würde er die längst gesuchte Gelegenheit, mich von der Frankfurter Bühne zu vertreiben, unbenutzt gelassen haben!

Als ich hat, mich zuerst in nicht anstrengenden Rollen spielen zu lassen, war der Herr Dr. juris berechtigt, mir zu antworten: „Das wollen wir nicht, Sie sind verpflichtet, die Medea oder die Deborah zu spielen.“ Er war aber gewiß nicht berechtigt, meinen Wunsch, zu spielen, als ein Attentat auf die Theaterkasse zu behandeln.

Hätte ich eine solche hinterlistige Absicht gehabt, dann wäre nichts leichter gewesen, als sie durchzuführen. Ich brauchte ja nur dem Ausschuss zu erklären, daß ich wieder gesund sei und spielen wollte; ich wäre dann in einer dem Herrn v. G. beliebigen Rolle aufgetreten, hätte sie anstatt mit voller nur mit halber Kraft gespielt, und hätte dadurch auf weitere drei Monate meine ganze Gage in Sicherheit gebracht. Wenn ich der mir untergeschobenen Absicht fähig gewesen wäre, hätte es mir auch an dem bischen Ueberlegung nicht gefehlt, das dabei nöthig war.

Herr v. G. scheint bei seinem Studium der Leute vom Theater nur die hier, wie überall, manchmal hervortretenden gemeinen und niedrigen Seiten aufgefaßt zu haben und Noblesse der Gesinnung bei

Anderen eben so wenig zu begreifen, wie er selbst deren wohl nicht fähig ist.

Aus dem Brief vom 29. September, der unter seiner scheinbar rücksichtsvollen, ja zartfühlenden Form viel verborgenes Gift enthält, sah ich nur zu deutlich, daß man mich auf hiesiger Bühne nicht mehr zum Auftreten kommen lassen wollte. In Folge dieser Behandlungsweise war mir selbst kaum mehr daran gelegen, auf einem Theater, dessen Director Herr v. Guaita ist, je wieder aufzutreten. Ich entschloß mich daher, ohne weiter eine Anfrage an Herrn v. G. und einen Refus desselben zu riskiren, in aller Ruhe denjenigen Grad meiner vollständigen Wiederherstellung abzuwarten, der mir, ohne vorhergängige Prüfung meiner Kraft an einer kleinen Aufgabe, in der Zukunft die Durchführung einer großen Rolle erlauben würde. Denn das wußte ich ja sicher, daß die erste Parthie, die mir Herr v. G. schicken würde, die aufstrengendste meines ganzen Repertoires gewesen wäre. Wollte er mir die überall anderswo selbstverständliche Humanität angedeihen lassen, mich vorerst in einer kleinen Rolle auftreten zu lassen, so wußte er ja aus der Conferenz vom 25. September, daß ich dazu vollkommen bereit war, freilich ohne auf seine durch nichts gerechtfertigte unnütze Klausel mit der Unterscheidung eines Altentstückes einzugehen. Diese Klausel war nur wieder eine von dem listigen Kunst-Bureaukraten speziell für mich erfundene Demüthigung und Erschwerung; denn der §. 3 der Theatergesetze (s. Note auf Seite 17) schützt ihn ja ausdrücklich gegen die mir angedichtete Hinterlist.

Nehmen wir aber einmal an, der betreffende Paragraph der Theatergesetze existire nicht und das mir untergeschobene große Mandöver sei mir geglückt, was hätte das „finanzielle Interesse des Instituts“, von dem ein Brief des Herrn Dr. v. G. vom 29. September so viel redet, darunter gelitten?

Ich erlaube mir einmal nachzurechnen, wie viel es die Theaterkasse gekostet hätte, wenn das Mandöver gelungen wäre.

Am 25. September, wo ich auf dem Theaterbureau erschien, hatte ich noch einen ganzen Monat das Recht auf volle Gage; wäre ich aufgetreten, so würde, meint der Ausschuss, dieses Recht wieder auf drei Monate erneuert, also mir um zwei Monate wirklich verlängert worden sein, denn das nämliche Mandöver hätte ich doch sicher nicht zum zweitenmale unternehmen können.

Ich hatte eine Gage von fl. 4400 — hiervon gehen fl. 100. ab für den Pensionsfond. Dies macht auf zwei Monate circa fl. 700. Das also war das ganze Misico, welches die Theaterkasse durch mein Auftreten auf sich genommen hätte. Dagegen ist mit Gewißheit anzunehmen, daß mein erstes Misico nach längerer Erkrankung, ein volles Haus gemacht haben würde, so daß dieses Misico auf ein sehr kleines oder keines herabgezunken wäre. Mein Recht auf volle Gage hätte ich doch höchstens dann geltend machen können, wenn ich mehr als einmal aufgetreten wäre und dieses öftere Auftreten hätte auf der anderen Seite der Theaterkasse doch gewiß auch wieder genügt. Wegen eines solch geringfügigen Resultats sollte ich eine Weberküstung des Herrn von G. versucht haben! In der Regel, wenn ein beim Publikum beliebtes Mitglied aus seinem Engagement scheidet, thut eine Direction, die sich um das Publikum achtet, einige Schritte, um es seinem bisherigen Wirkungskreise zu erhalten oder man stellt sich wenigstens so an, als thue man solche Schritte. Wenn Künstler krank sind, so schickt man Theaterdiener zu Erkundigungen; irgend eine Rücksicht dieser Art schuldet man auch dem unbedeutendsten Mitgliede der Bühne; man schuldet sie insbesondere dem Publikum. Mir gegenüber geschah nichts der Art. Man wollte, daß ich von Frankfurt weg sollte und wenn man auch um sich gegen das Publikum den Rücken zu decken, ein paar Worte der Anerkennung in ein Schreiben einfließen lassen mußte, so that und sagte man auch nicht das Geringste, was mich zum Bleiben hätte veranlassen können. Man ließ mich bei Seite liegen, in der Voraussetzung, dies werde mich verlegen und mich um so schwerer zum Weggehen bestimmen, man gab mir nicht mit einer Silbe den Wunsch zu erkennen; daß ich wieder auftreten möge, und hätte ich selbst diesen Wunsch an den Tag legen wollen, so hätte ich in dem Briefe vom 29. Sept. das belehrende Beispiel gehabt, wie beleidigend man meine Anerbietungen und Wünsche zurückzuweisen versteht. Man hätte damals absichtlich die schriftliche Form gewählt und mich ebenso zu einer schriftlichen Erwiderung aufgefordert, damit der Stich, den man mir befestigte, um so schwerer heilbar werde; eine mündliche Erörterung desselben Inhalts, eine freundliche Vorstellung hätte ohne Zweifel zu einer Verständigung geführt und diese wollte man grade nicht haben. Vom engeren Ausschusse, d. h. von Hrn. Dr. v. G., habe ich vom

29. Sept. 1860 bis 24. Jan. 1861 nicht ein Wort mehr gehört. Wer die Theaterverhältnisse nur einigermaßen kennt, wird mir bestätigen, daß dergleichen bei einer Direction, die diesen Namen verdient, nicht hätte vorkommen können; kein anderer Theaterdirektor würde 4 Monate lang die Inhaberin des ersten Rollenfaches an seiner Bühne so behandeln, als ob sie gar nicht existire. Dieser Mangel an Sitte und Rücksicht würde jedoch für sich allein nicht schwer in die Waagschale gefallen sein, verrieth nur auf's Neue eine Absicht, die man schon lange auf viel schlimmere Weise gezeigt hatte. —

Noch im letzten Augenblicke meines Scheidens von der hiesigen Bühne, versiel man auf ein kleinliches Manöver. Die für die letzten 10 Tage mit zukommende halbe Gage erhielt ich nicht. Das Räthsel sollte sich jedoch bald lösen und zwar den anderen Tag nach meiner Entlassung. —

Hr. Hallenstein erschien, namens der Theaterverwaltung, um ein grünes Sammetkleid zu reklamiren, was ich noch besaß und welches dem Theater gehören sollte.

Um dies verständlich zu machen, muß ich bemerken, daß ich im April 1856 die Königin „Elisabeth“ in „Orat Effex“ studiren und spielen sollte. Ich weigerte mich Anfangs und wies auf meinen Contract hin, der mir nur das Fach tragischer Liebhaberinnen und Heldinnen vorschrieb. Die Rolle der Elisabeth gehöre zum Anstands- und Mutterfach und werde z. B. von Frau Mettich in Wien, von Frau Crelinger in Berlin gegeben. Als einen weiteren Weigerungsgrund führte ich an, die Costüme würden mich sehr viel kosten. Da die Herren das Stück nicht geben konnten, wenn ich die Rolle nicht spielte, erboten sie sich mir den Stoff zu einem Anzug zu liefern. Es waren dies der damals präsidirende Hr. Becker, und Hr. Dr. Benedix. Den Stoff erhielt ich, ließ mir das Kleid auf eigene Kosten machen, die sich auf circa fl. 40 beliefen und spielte auf Grund dieser Verständigung die genannte Rolle. —

Hier der Protokoll-Auszug, der mir des andern Tags zukam:

Auszug Protokolls
des engeren Ausschusses der Frankfurter Theater-Aktien-Gesellschaft.

Frankfurt, a. M., den 18. April 1856.

Auf Antrag des Herrn Speyer spricht der Ausschuß dem Herrn Intendanten den besten Dank aus für die sorgfältige und geschmack-

volle Inszenesetzung der Oper: Wilhelm Tell und des Trauerspiels: Effex und erkennt zugleich mit dem verbindlichsten Danke die freundliche Bereitwilligkeit an, mit welcher Fräulein Janauschel die Rolle der Elisabeth übernommen, und wodurch allein die Aufführung des Effex ermöglicht worden. Was die Darstellung der Rolle anlange, so dürfte dieselbe wohl als eine wahrhaft classische zu bezeichnen sein und von wenigen Künstlerinnen der Gegenwart erreicht, von keiner aber übertroffen werden.

Herr Intendant erbittet sich Abschrift dieser Erklärung.

In fidem

Dr. Sieger."

Hieraus erseht man, daß nur meine Bereitwilligkeit die Aufführung ermöglichte! Ich danke für die freundliche Anerkennung, und nachdem mir die Herren Wecker, Heyder-St. George und Dr. Sieger, viel Verbindliches über meine Darstellung gesagt hätten, fügte Dr. Benedix scherzend hinzu: „Wenn man ein schönes Kleid geschenkt erhält, so kann man schon eine ältere Frau spielen.“ Das Sammtkleid, von dem ich oben sprach, benutzte ich später auch zu andern Rollen, nahm es auf Reisen mit, weil ich es als mein Eigenthum mit vollem Recht betrachtete. Jetzt reclamirte man das Kleid und hielt mir meine verfallene Gage zurück! Ich sagte Hrn. Hallenstein, was er auch vorher wissen mußte, so gut, wie der Theaterschneider und die Garderobiere, die um die Schenkung dieses Stoffes wußten, wie sich die Sache verhielt und glaubte diese wichtige Sache beendet. Dies war nicht der Fall. Hr. Hallenstein kehrte noch zweimal wieder und zwar stets im officiellen Auftrage, äußerlich sehr entrüstet über die Ungerechtigkeit, mit der man gegen mich in dieser Sache verfähre und die er lebhaft fühle. Das letzte Mal forderte er mich auf, schriftlich bei dem Comite um das Kleid anzusprechen und „zu bemerken, daß es ein Geschenk sei“, denn es stünde weder in den Rechnungen, noch in den Protokollen etwas davon. Hr. Hallenstein wurde hierbei von Hrn. Dr. v. G. zum Vermittler abgesendet. Ich fühlte mich nicht veranlaßt um Etwas zu bitten, was bereits mein Eigenthum war und bemerkte Hrn. H., wenn dieses großartige und einzige Geschenk, welches ich je erhielt, nicht im Protokoll verzeichnet wäre, so sei dies allerdings ein

nicht zu verzeihendes Vergehen der damaligen Comitemitglieder. Ich hätte nichts schriftlich s. B. verlangt, da ich wußte, daß ich es mit gentilen, nobel denkenden Herren zu thun hatte und nicht ahnen konnte, daß ich später mit solch kleinlich denkenden Geistern verkehren müßte! Uebrigens wußte ich, daß, als Frau Seebach-Nieman die Grille spielen sollte und keine Garderobe dazu bei sich hatte, vom Morgen bis zum Abend ganz neue Costümes für sie angefertigt worden, die Hr. v. G. ihr den Abend bei der Vorstellung zum Geschenke machte. Ich möchte wissen, ob dabei die Form beobachtet wurde, dieses Geschenk in das Protokoll einzutragen.

Am 2. Februar, also nach 9 Tagen und an demselben Tag, da meine Annonce gegen Herrn v. G. im Intelligenzblatt erschien, erhielt ich dann auch in der That meine rückständige Gage, und — von dem Sammtkleide war keine Rede mehr. —

Wenn ich so lange bei dieser erbärmlichen Geschichte verweilte, so geschah es nur, um den freundlichen Geist zu kennzeichnen, der mich bei meiner Entlassung aufmuntern sollte, um eine Abschiedsvorstellung im Theater zu bitten, oder gar um meine Wiederanstellung. Ich kann aber in der That gar keinen Zeitpunkt finden, wo es mir möglich gewesen wäre, eine solche Bitte anzubringen. Vor meiner Entlassung konnte ich doch keine Abschiedsvorstellung verlangen, da ich nicht wußte, daß man mich entlassen werde. Nachher konnte ich es noch viel weniger thun; ich hätte mich dadurch selbst vor einem Manne, der mich so rücksichtslos behandelte, erniedrigt, und wäre sicher gewesen, daß er mich durch Verweigerung meiner Bitte noch mehr gekränkt hätte.

Unter allen wechselnden Theaterverwaltungen, unter denen ich hier engagirt war, erhielt ich viele freundliche schriftliche Beweise der Anerkennung, die dem Künstler so wohl thun, ihn erheben und immer mehr anspornen, das Höchste zu erreichen; allein seit Herr Dr. v. G. an der Spitze ist, kann ich auch nicht das Geringste einer solchen Anerkennung aufweisen. Herr Dr. v. G. schien sogar unangenehm berührt zu sein, wenn ich vom Publikum durch Beifall ausgezeichnet wurde; er vergaß sich einmal so weit — der sonst so ruhige Mann — zu dem Vorhangaufzieher zu laufen, um ihm heftige Vorwürfe zu machen, weil er, als ich stürmisch verlangt wurde, so schnell bereit war, den Vorhang in die Höhe zu ziehen, obgleich bei anderen Mitgliedern der Vorhang nicht schnell genug aufgezogen werden konnte, und hätten es selbst nur ein paar Kinderstimmen verlangt.

Zum Schluß will ich noch einige kleine hierher gehörige That-
sachen anführen und noch einige Vorwürfe zurückweisen, die mir Herr
v. G. gemacht hat oder durch Andere machen ließ. Herr
v. G. hat in seiner Bekanntmachung erklärt, es sei ihm
keine Rückäußerung auf den oben erwähnten Brief vom 24. Januar
d. J. und auf mein Entlassungsdekret zugekommen. Der engere Aus-
schuß war es gar nicht, der mir meine Entlassung angekündigt, son-
dern Herr Volmer hatte es in dessen Namen gethan. Diesem Herrn
bestätigte ich den Empfang meines Entlassungsdekrets, bat ihn, meine
bisherigen Rollen abholen zu lassen und sagte ihm, als meinem ge-
schätzten Kollegen, ein herzliches Lebewohl.

Herr v. G. hat mir durch seinen Schreiber in den Familien-
blättern vorwerfen lassen, ich sei jährlich während der besten Theater-
monate auf Urlaub gewesen, der öfter über Gebühr ausgedehnt wor-
den sei. Mein Contract gewährte mir einen Winterurlaub von drei
Wochen und einen Sommerurlaub von fünf Wochen. Derselbe wurde
nie über wenige Tage verlängert, am längsten im Februar 1860 auf
besonderen Wunsch des großherzoglichen Hofes in Oldenburg. Ich
gastirte daselbst und sandte mir Herr v. Guaita einen versiegelten
Empfehlungsbrief an Herrn B., der übrigens, nebenbei gesagt,
keine Notiz von dieser Empfehlung nahm, während ich sonst von allen
Seiten auf das Freundlichste und Entgegenkommendste behandelt wurde.
Bemerken muß ich noch, daß mir für die bewilligte Urlaubsverlänge-
rung die doppelte Zeit an meinem Sommerurlaub abgezogen wurde.

Im Monat April 1860 erhielt ich einen Gastspielantrag nach
Würzburg, worauf ich bei Herrn v. G. anfragte, ob ich die Bewilli-
gung erhalten würde. Ich bemerkte ihm, es sollte das Gastspiel aber
keine Störung des hiesigen Repertoirs veranlassen. Ein Tag wurde
mir bewilligt, aber auch später gewissenhaft bei meinem Urlaub in
Anrechnung gebracht.

Herr v. G. wirft mir vor, meine Schwester hätte meine Unter-
schrift gebraucht. Hierzu hatte sie meine Vollmacht, denn, wenn meine
Schwester das Repertoire für mich unterzeichnete, so habe ich stets ihre
Unterschrift wie die meinige anerkannt.

Herr v. G. machte sich in gar mancher Beziehung einer großen
Verschiedenheit der Handlungsweise, den Theatermitgliedern gegenüber,
schuldig. Mit decretirenden Protokollen und Auszügen wurde ich wahr-
haft bombardirt. Viele davon waren in so juristischer Form abgefaßt,
daß ich sie gar nicht verstehen konnte. Wie oft erhielt ich den

Morgen nach einer Vorstellung, in der ich eine große Rolle gespielt
und reichen Beifall gerntet hatte, irgend ein solch decretirendes Pro-
tokoll, so daß ich mir manchmal vorkam wie eine Delinquentin vor
Gericht. Als ich mich einmal bei einem meiner Kollegen deshalb be-
schwerte, sagte mir derselbe: „Ich werde damit verschont; mir sandte
Herr v. G. einmal einen solchen Auszug, den ich zerriß, an Herrn
v. G. einen Brief schrieb, und zwar solchen Inhalts, daß er mich
bis jetzt mit Protokollen verschonte.“ Gegen Männer also, die mehr
im Publikum herumkommen, die überhaupt derb auftreten können,
scheint Herr v. G. andere Saiten aufzuziehen. — Kann man mir mit
Recht einen Vorwurf machen, so ist es vielleicht der, daß ich nicht
immer pünktlich in den Proben erschien; ich war darin nicht besser
und nicht schlimmer wie viele Andere, zahlte aber stets meine Strafe,
ohne ein Wort darüber zu verlieren.

Vor ungefähr zwei Jahren hatte mir der engere Ausschuß eine
Geldstrafe von fl. 130 auferlegt; dies war einer der Gründe, weß-
halb ich meine Zuflucht zu einem Anwalt nehmen mußte. Nach drei-
zehn Monaten, am 5. Februar 1860, erhielt ich plötzlich das Geld zu-
rück. Man kann sich denken, wie mich dies in Erstaunen setzte, ja noch
mehr war ich überrascht über den freundlichen Ton, den Hr. Dr. v. G.
eine Zeit lang gegen mich anschlug.

Bals löste sich das Räthsel. Nachdem Frä. Meyer am 15. März
1860 noch gespielt hatte, trat sie längere Zeit nicht auf, so daß man
meiner nothwendig bedurfte und dies um so mehr, weil auch Frau
Berfing-Hauptmann wegen Zwistigkeiten plötzlich entlassen wurde. —
So erklärten sich die Rücksichten, die man unerwartet für mich hatte.
Wenn Hr. v. G. oft und wiederholt bemerkte, ich wollte Alles spielen
so ist dies nicht der Fall. Ich machte nie Ansprüche auf andere
Rollen, als die des Liebhaberinnensaches im Trauer-, Schau- und
Lustspiele, für die ich engagirt wurde.

In Bezug auf die Vertheilung der Rollen will ich noch bemer-
ken, daß, wenngleich ich im Lustspiele und im hochtragischen Fache
auftrat, es mir doch nie in den Sinn kam, zu beanspruchen, den einen
Abend die Julie in Romeo und Julie, den folgenden Viconte von
Petorieres, heute Gretchen und Klärchen, morgen die Base in „Das
war ich“, zugleich die Königin in Struensee und den Pariser Tauge-
nichts zu spielen. Was für Rollen sollten denn eigentlich nach der
Beschreibung der ganzen Art und Weise, wie man mich aus dem
Repertoire gedrängt hatte, noch für mich übrig bleiben? Wohl nur die

schwersten, anstrengenden, hochtragischen, die man verhältnißmäßig nur selten geben kann.

Hr. Vollmer wird es bestätigen, daß ich ihn stets dringend bat: „Suchen Sie es doch möglich zu machen, daß wir „die Plauderstündchen“, „ein Herr und eine Dame“ 2c. 2c. zur Aufführung bringen.“ Hr. Vollmer hatte nur leichte Worte der Entschuldigung oder sagte: „Gewiß, Gewiß!“ Es soll dies für Hr. Vollmer kein Vorwurf sein, denn nicht nur ich, nein, das ganze Personal weiß es, daß dem Herrn Oberregisseur in jeder Hinsicht die Hände gebunden sind, daß er nichts aus eigenem Antriebe verbessern oder gut machen kann, da Hr. v. G. das ganze Repertoire aufstellt, die Stücke bestimmt, und alle Rollen selbst besetzt. Hierzu, wie zu Allem, was das Theater anbelangt, besitzt er indeß bekanntlich nicht im geringsten die erforderlichen Kenntnisse und Erfahrungen und macht deshalb so oft die größten Mißgriffe, die vermieden würden, wenn er, dieses seines Mangels sich bewußt, was Niemand, der billig denkt, einem aus der Gerichtsstube in die Coullissenwelt hineingeschnitten Keuling verargen wird, sich einem kundigen und sachverständigen Maane anvertraute. Aber das könnte ja seiner Würde, seiner Autoritäts-Großthueri und dem Glauben an seine Unfehlbarkeit, den er einzulösen strebt, schaden! Ein Stück für ihn, daß er, der Alles controlirende, nicht selbst unter einer literarischen und artistischen Obercontrolse steht, denn sonst könnte es ihm schlimm ergehen!

Mein sehnlichster Wunsch ist bei dem Frankfurter Publikum in gutem Andenken zu bleiben und ich fürchte beinahe, ich habe es zu lange mit Dingen unterhalten, die ihm unbedeutend und kleinlich vorkommen. Leider aber bieten die Verhältnisse zwischen einem Bühnenkünstler und einer Theaterdirektion meistens nur Kleinliches und Persönliches; ich war daher gezwungen, zu reden, nachdem Hr. von Quarta durch seine schreibenden Gehülfen öffentliche Anklagen gegen mich erhoben hatte; ich konnte nicht zugeben, daß ein Publikum, dem ich Alles verdanke, zu dem Glauben gebracht werden sollte, ich selbst hätte durch Launen oder Verschulden mein Verbleiben an der hiesigen Bühne unnöthig gemacht.

Sollte mir aber von gegnerischer Seite der Vorwurf gemacht werden, daß ich in diesem oder jenem Falle in allzu rascher oder hef-

tiger Weise verfahren sei, so wird doch jeder Billigdenkende einsehen, daß ein einsichtsvoller und zu seiner Stellung die nöthige Ruhe besitzender Theaterdirektor einer Schauspielerin Augenblicke der Aufregtheit oder Gereiztheit nachsehen muß.

Gerade aus den Fehlern eines Bühnenkünstlers entspringen seine guten Eigenschaften und wessen Blut beständig sanft und gelassen durch die Adern schleicht, der wird keine Medea, keine Deborah spielen können. Aber Künstler sind ja nicht schwer zu behandeln, wenn man der Künstlernatur näher steht. Bureaukraten verstehen weder die Kunst, noch die Künstler.

Hr. v. G. hat mir vorhalten lassen, ich würde meine Trennung vom Frankfurter Publikum in der Folge noch weit mehr beklagen, als das Publikum jetzt meinen Verlust. So lange braucht Hr. v. G. nicht zu warten, jetzt schon empfinde ich den tiefsten Schmerz darüber, von einem Publikum zu scheiden, von dem ich so viele Zeichen der Anerkennung erhielt und eine Stadt zu verlassen, wo ich meine Ausbildung fand, wo das Publikum mein Streben weckte und nährte. Frankfurt ist meine geistige Heimath, stets werde ich dies mit dankerfülltem Herzen bekennen und mich glücklich schätzen, wenn ich dereinst unter anderen Verhältnissen, die für das Gedeihen der Kunst in Frankfurt günstiger sind, wiederkehren darf.